

Mehr als Ersatzmuttis – Was bringen Männer in die Erziehung ein?

Holger Brandes

*Unkorrigiertes Vortragsmanuskript von der
Fachtagung „Männer in KiTas“ am 17.3.2007 in Dresden*

Wenn ich nach der Rolle von Männern in der Erziehung von Kindern frage, dann liegt es nahe, zuerst einmal auf die Vaterrolle abzuheben, denn als Vater ist der Mann zweifellos in erster Linie hierbei gefragt. Abschließend komme ich aber auch noch speziell auf die Frage professioneller Erziehungstätigkeit von Männern zu sprechen.

Der Wandel des Vaterbildes in Gesellschaft und Forschung

In unserer abendländischen, besonders auch der deutschen Tradition trat bis weit in die Industrialisierungsphase der Vater „de jure seiner Frau, seinen Kindern und den Hausbediensteten als politische Obrigkeit, als Richter und als Stellvertreter Gottes auf Erden“ gegenüber (Mies 1987, 26). Dass dabei die Kinder in einem Atemzug mit dem Bediensteten genannt werden, steht keineswegs im Widerspruch dazu, dass auch die in der Rolle der Obrigkeit gefangenen Väter oft eine tiefe Verantwortung gegenüber ihren Kindern verspürten. Diese Verantwortung drückte sich aber mehr darin aus, dass besonders die Söhne hart angefasst wurden, um ihnen so das Rüstzeug zu vermitteln, damit sie später selbst hart und gerecht die obrigkeitlichen Funktionen ausfüllen konnten.

Neben dieser jahrhundertealten Tradition des Vaters als Obrigkeit gab es aber auch immer die Tradition des Vaters als Lehrers, als dessen, der fundamentale Umgangsweisen mit den Dingen des täglichen Lebens, das Handwerk und Kriegshandwerk an den Sohn vermittelt.

Hierauf bezieht sich noch in den 60er Jahren Alexander Mitscherlich, wenn er in seinem Klassiker „Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft“ schreibt: „Vom Vater kann man lernen, man kann von ihm eingeführt werden in die Praxis des Umgangs mit den Dingen, oder man entbehrt ihn dabei“ (1963, 178).

Bis in diese Zeit, genauer bis in die 70er Jahre, war es sowohl vom Alltagsverständnis wie auch in der Entwicklungspsychologie und Pädagogik üblich, bei der Thematisierung der erzieherischen Rolle des Vaters in erster Linie an das *ältere* Kind zu denken. Bezogen auf jüngere Kinder wurde selbstverständlich und unhinterfragt sowohl im Alltag, wie auch in der Wissenschaft immer nur an die Beziehung der Mutter zum Kind gedacht. Beispielhaft hierfür ist die Position Sigmund Freuds, nach dessen Auffassung der Vater erst mit der ödipalen Phase, also mit vier bis fünf Jahren relevant ins Leben des Kindes eintritt, wobei ganz im Sinne des Obrigkeitsmodells seine Bedeutung in der Vermittlung der gesellschaftlichen Werte und der Moral gesehen wird – die Identifikation mit ihm wird als Basis für die Herausbildung des Über-ichs gedacht. Selbst in der Anfangsphase der Bindungsforschung in den 50er und 60er Jahren ist bei John Bowlby oder auch René Spitz immer und ausschließlich nur die Rede von der Bindung des Kindes an die Mutter.

Dass diese Auffassung bis in die Psychoanalyse der 80er Jahre hineinwirkt, kann man exemplarisch an der französischen Psychoanalytikerin Françoise Dolto sehen, die noch 1988 schreibt: „... dass ein Vater sich um sein Kind, solange es ein Baby ist, nicht kümmert, ist völlig normal: es ist keine Aufgabe für einen Mann“. Oder an anderer Stelle: „Wenn das Kind das Alter erreicht hat, in dem es Laufen lernt – mit 18 Monaten -, beginnen normal veranlagte Männer, sich um es zu kümmern. Die sich um Babys kümmern, sind zum großen Teil feminin und gewissermaßen eifersüchtig auf die Schwangerschaft der Mutter“ (zit. n. Le Camus 2001).

Zu der Zeit, als Dolto dies schreibt, beginnt sich aber in weiten Teilen der Gesellschaft und auch in der Forschung das Bild des Vaters und Mannes bereits grundlegend zu verändern. Ausschlaggebend hierfür sind gesellschaftlichen Entwicklungen wie die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen und die damit verbundene Emanzipationsbewegung der Frauen in den 70er Jahren, die die herkömmliche bürgerliche Rollenaufteilung bezüglich Erwerbsarbeit, Haushalt und Kindererziehung grundsätzlich in Frage stellt, aber auch das veränderte Scheidungsrecht, das die Frage nach den Konsequenzen einer wachsenden Zahl alleinerziehender Mütter aufwirft und nicht zuletzt auf Seiten vieler Väter die belastende Erfahrung, nach der Scheidung auf die Rolle des Unterhaltzahlers reduziert zu werden und emotionale Bindung von den eigenen Kindern zu sein.

Ich will dies hier nicht weiter ausführen. Wichtig ist mir nur, dass diese gesellschaftlichen Prozesse auch zur Etablierung einer Vaterforschung geführt hat, die inzwischen in ihrer ganzen Vielfalt und Breite kaum noch zu übersehen ist (vgl. Walter 2002).

Dabei steht diese Forschung in ihrer Anfangsphase noch ganz im Eindruck des Bedeutungsverfalls der traditionellen Funktion eines Lehrers und Vermittlers. Hierauf bezieht sich Mitscherlichs Diagnose von der „vaterlosen Gesellschaft“. Vor dem Hintergrund der Reduzierung der Männer auf Lohnempfänger und eines untergehenden Modells handwerklicher Tätigkeit, bei dem Familie und Beruf noch eng verzahnt sind, beklagt er die fehlende Möglichkeit für das Kind, den Vater durch Mittätigkeit und in Kontakt zu seiner Berufsrolle erfahren zu können.

Aus dieser Defizitperspektive eines Verlustes an Autorität und beruflicher Vorbildfunktion wird ein alternatives Bild vom Mann in der Erziehung in der Folgezeit zuerst einmal am Vorbild der Frau und Mutter angelehnt. Der Vater tritt quasi als Mutterersatz neu in das Feld der Erziehung ein.

Dies ist in Westdeutschland zugleich die Phase der frühen „bewegten Männer“, die sich an die Forderungen der Frauenbewegung anzupassen versuchen, die sich in Selbsthilfegruppen finden, „antixistische Rundbriefe“ verfassen und in universitären Lehrveranstaltungen zu stricken beginnen.

Mitte der 80er Jahre wird dieses Paradigma des Vaters als Ersatzmutter dann zunehmend ersetzt durch differentielle Beiträge zur väterlichen Funktion. Die Frage rückt also in den Mittelpunkt, ob Väter nicht auch in Zeiten des Verschwindens traditioneller Aufgaben einen eigenständigen und unverzichtbaren Beitrag zur kindlichen Entwicklung leisten. Hinzu kommt eine systemische Perspektive, die Vater und Mutter nicht mehr isoliert gegenüber stellt, sondern in ihrer Wechselwirkung im Erziehungsprozess betrachtet.

Gesellschaftlich wird dieser erneute Paradigmenwechsel nicht zuletzt dadurch angeregt, dass Jungen bezüglich ihrer Schulleistungen und Verhaltensauffälligkeiten immer mehr zur gesellschaftlichen Problemgruppe zu werden drohen und dies mit dem Fehlen von Männern sowohl in der familialen wie auch der öffentlichen, institutionalisierten Erziehung und Bildung in Zusammenhang gebracht wird. Zum zentralen Stichwort avanciert jetzt der Mann und Vater als Identifikationsfigur, als Vorbild und Orientierungspunkt angesichts sich auflösender sozialer Gewissheiten, einschließlich an Eindeutigkeit verlierender Geschlechtsrollen.

Im Folgenden will ich versuchen, einige wichtige Erkenntnisse aus dieser Forschung der letzten 20 Jahre zusammen zu fassen und zeigen, dass sich auf dieser Grundlage ein Profil des männlichen Betrages zu Entwicklung von Kindern herauskristallisiert.

Mutter Natur? Sind Mütter von Natur aus zur Erziehung kleiner Kinder prädestiniert?

Trotz aller Debatten um veränderte Männer- und Frauenmuster - im Alltagsverständnis wird weiterhin beharrlich an der Auffassung festgehalten, dass je jünger die Kinder sind, von Natur aus eigentlich die Mütter zu deren Erziehung prädestiniert seien. Männer könnten diese weiblichen Funktionen lediglich ersatzweise und annähernd wahrnehmen. Und auch im professionellen Verständnis scheinen nach wie vor Erzieherinnen ihre Funktion als viel selbstverständlicher und quasi natürlich unternetzt zu definieren, während männliche Pädagogen hier immer noch in Legitimationsnöte kommen.

Als schlagendstes Argument erweist sich dabei immer wieder der Verweis auf die biologische Ausstattung, auf Schwangerschaft und Stillfähigkeit, aus der unmittelbar evident und scheinbar unhinterfragbar die natürlich höhere Kompetenz von Frauen im Umgang besonders mit Kleinkindern abgeleitet wird. Versuchen sie hierzu mal eine Umfrage in ihrem Bekanntenkreis. Nun ist ja in der Tat die biologische Differenz in der Ausstattung von Männern und Frauen nicht zu leugnen – die Frage ist nur, welche Bedeutung sie für die Beziehung zwischen Kind und Erwachsenen und für die Entwicklung des Kindes in kognitiver, emotionaler und sozialer Hinsicht hat.

Schon die bahnbrechenden Arbeiten des Ethologen Harlowe in den 50er Jahren und hieran anschließend der Bindungsforscher um John Bowlby relativierten ganz grundsätzlich und überzeugend die für die Psychoanalyse noch fundamentale Bedeutung des Stillens. Sie konnten nachweisen, dass es ein biologisch im Kind angelegtes *Bedürfnis nach sozialer Bindung* gibt, das nicht nur für die emotionale und soziale Entwicklung von höchster Bedeutung ist, sondern auch das Explorationsverhalten des Kindes und damit dessen kognitive Entwicklung wesentlich beeinflusst. Parameter wie Kontaktfähigkeit und Feinfühligkeit der Erwachsenen, die zumindest prinzipiell und mit biologischen Argumenten auch Vätern nicht abzusprechen sind, rückten damit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit,.

Inzwischen verfügen wir über eine Vielzahl sehr belastbarer empirischer Belege (insbesondere in den USA durch Michael Lamb) dafür, dass die aufgrund von Schwangerschaft und Stillfähigkeit größere biologische Nähe der Mutter zum Kind nicht zu einer höheren Fähigkeit zur Betreuung und Versorgung kleiner Kinder führt. Vielmehr zeigt sich, dass Fürsorge und Erziehung von beiden Eltern im Alltag erst einmal, quasi „on the job“ gelernt werden. Zwar zeigen häufig Mütter eine höhere Sensibilität und Reaktionsbereitschaft in Bezug auf das Schreien ihrer Säuglinge, dies lässt sich aber darauf zurückführen, dass sie schlichtweg mehr Umgang mit ihren Säuglingen haben.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich gut an einen jungen Mann, der bei mir in Psychotherapie war, als Student dann das Erziehungsjahr nahm, während seine Frau arbeitete. Eines Tages brachte er seine Frau mit, weil diese in eine tiefe Krise geraten war und völlig an sich und ihrer mütterlichen Kompetenz zweifelte, weil das Kind nachts, wenn es schrie, sich von ihr nicht beruhigen ließ, während er fast nie Probleme hatte, den Anlass des Schreiens intuitiv zu erfassen und beruhigend auf den Säugling einzugehen.

Bestätigt wird der Befund einer nicht primär biologisch bedingten, sondern erfahrungsabhängigen Fürsorgekompetenz durch Untersuchungen, die z.B. zeigen, dass die Teilnahme von Vätern an der Geburt ihrer Kinder und der unmittelbare Kontakt nach der Geburt, die spätere Feinfühligkeit der Väter positiv beeinflusst. Und eine Australische Studie kommt zu dem Ergebnis, „dass sich Väter, die auf die Pflege des Kindes vorbereitet worden waren, wozu besonders Baden und Massagen gehörten (...), zwei Monate später in ihrer

Beziehung zu dem Baby stärker engagierten als die Väter einer anderen Gruppe „ (Le Camus 2001, 104).

Auch Untersuchungen, die zu anderen Bereichen der „intuitiven Elternschaft“ (Papousek/Papousek 1987), wie man es nennt, durchgeführt wurden, z.B. Untersuchungen zur intuitiven Anwendung der kommunikativen Mimik und der Babysprache, haben keine relevanten geschlechtsspezifischen Unterschiede gebracht. Man geht zwar durchaus davon aus, dass diese Fähigkeiten auch eine biologische Grundlegung im Sinne eines angelegten Programmes haben, ein nachweisbarer Unterschied zwischen Männern und Frauen besteht hierbei aber nicht. Der französische Psychologe Jean Le Camus fasst den gegenwärtigen Forschungsstand dahin gehend zusammen, dass die Kommunikation zwischen Eltern und Kleinkind „auf der Grundlage von Merkmalen stattfindet, die vom Elternstatus des Gegenüber unabhängig sind. Mutter und Vater stellen sich beinahe auf gleiche Weise auf das Entwicklungsniveau des Babys ein: auf gleiche Weise sprechen sie auf einem hohen Tonregister und auf gleiche Art reden sie mit ihm in vereinfachter Sprache“ (2001, 58).

Ich verlasse diese Diskussion an dieser Stelle und gehe zu einer anderen Fragestellung über, nämlich der, ob sich nachweisen lässt, dass sich die Beteiligung von Vätern an der frühen Erziehung ihrer Kinder auf deren Entwicklung auswirkt.

Wirkt sich die väterliche Erziehungsbeteiligung auf die Entwicklung des Kindes aus?

Schon seit Mitte der 80er Jahre gibt es Studien, die den Nachweis führen, dass erhöhte väterliche Beteiligung die kindliche Entwicklung sowohl bezogen auf kognitive Leistungsfähigkeit, wie Moralentwicklung und Geschlechtsrollenorientierung positiv beeinflusst (Fthenakis 1985). Michael Lamb (1997) betont in einer Übersicht über größere amerikanische Studien, dass diese als bemerkenswert konsistentes Resultat ergeben haben, „dass Kinder beteiligter Väter eine höhere kognitive Kompetenz aufweisen, erhöhte Empathiefähigkeit, weniger stereotypes Geschlechtsrollenverhalten und eine bessere Verhaltenskontrolle“ (1997a, 12, Übers. HB).

Diese Untersuchungen sind aber insofern mit Vorsicht zu interpretieren, weil aus systemischer Sicht offen bleibt, ob dies immer ein Effekt der beteiligten Väter ist, oder ob diese Ergebnisse auf beide Eltern zurückgehen in dem Sinne, dass in Familien mit engagierten Vätern auch die Mütter ein höheres Engagement zeigen. Lamb betont, dass besonders bezogen auf kognitive Kompetenz die Kinder engagierter Väter davon profitieren, dass sie zwei hoch beteiligte Eltern haben (ebd.).

Jedenfalls zeigt sich in diesen Studien über Sozialisationseffekte eher, dass Väter und Mütter ihre Kinder in ähnlicher Weise beeinflussen, als dass deutliche Unterschiede nachzuweisen sind. Sie belegen, dass „elterliche Wärme, Fürsorge und Nähe unabhängig vom Geschlecht der Eltern verbunden sind mit positiven Effekten auf Seiten des Kindes. Die wichtigsten Dimensionen elterlichen Einflusses sind also solche, die generell mit Eigenschaften der Eltern zu tun haben und weniger mit geschlechtsabhängigen Charakteristika“ (Lamb 1997a, 13, Übers. HB). Und noch ein anderes Ergebnis ist bemerkenswert: Die bloße Zeit, die Väter mit ihren Kindern verbringen, ist dabei weniger bedeutsam als, was sie in dieser Zeit tun und wie sie oder andere Bezugspersonen die Beziehung zum Kind in dieser Zeit gestalten. (ebd.)

Diese Ergebnisse führen uns zu der naheliegenden Erkenntnis, dass es wenig Sinn macht, generell von Vätern und Müttern zu sprechen, sondern dass es offensichtlich sehr von der Qualität der Beziehung abhängt, die die konkreten einzelnen Personen (unabhängig von ihrem Geschlecht) herzustellen vermögen.

Hierauf will ich später noch zurückkommen. Zuerst einmal zu meiner zentralen Fragestellung:

Ob sich nämlich über einen anderen Forschungszugang als über die oben genannten Sozialisationsstudien nicht doch auch geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit dem Kind belegen und beschreiben lassen, ob also Väter *anders* mit ihren Kindern umgehen als Mütter.

Bringen Männer etwas anderes in die Erziehung ein als Frauen?

Martin Dornes hat kürzlich einen Überblick über eine ganze Reihe von Einzelstudien zu dieser Frage publiziert und kommt dabei zu folgendem Resümee: „Der am besten gesicherte Befund zum differenziellen Umgang ist, dass Mütter stärker pflegerische, Väter stärker spielerische Aktivitäten im Umgang mit ihren Kindern entfalten und beide sich auch in der Art des Spielens unterscheiden. Mütter spielen sanfter, Väter rauer, und zwar sowohl mit Mädchen als auch mit Jungen, wobei sie sich von den Mädchen im Laufe der Zeit zu sanfterem Spiel erziehen lassen... Das vor allem mit Jungen praktizierte grobmotorische, körperbetonte Spiel (Hochwerfen; akzentuierte Wechsel zwischen aktiven und passiven Phasen) hat verschiedenen Untersuchungen zufolge (...) einen Effekt auf die Fähigkeit zum gekonnten Umgang mit Aggressionen“ (Dornes 2006, 294).

(Beispiel Grossmann – Hochwerfen)

Schon im sogenannten vorsprachlichen Bereich scheint es Unterschiede zwischen mütterlichem und väterlichem Verhalten zu geben. Es gibt Hinweise darauf, dass das Kind bei engagiertem Vater bereits in den ersten Monaten mit zwei teilweise unterschiedlichen nonverbalen Kommunikationsweisen konfrontiert ist. So scheinen Mütter mehr die visuelle, regulierende Stimulation des Säuglings zu bevorzugen, Väter stärker die taktile und kinästhetische, anregende Stimulation. Brazelton beschreibt 1991 die Interaktion der Babys mit ihren Vätern als im Unterschied zu den Müttern stärker rhythmisches Geschehen mit größeren Höhepunkten und längeren Phasen (nach Le Camus 2001). Herzog stellt 1990 der homöostatischen Harmonie, die die Mutter garantiert, der Harmonie des Abbrechens, die der Vater einführt, gegenüber und Le Camus spricht vom tonisch-emotionalen Dialog von Mutter und Kind im Unterschied zum mehr phasisch-motorischen Dialog zwischen Vater und Kind. Le Camus relativiert diese Unterschiede aber zugleich wieder, wenn er auf den gesellschaftlichen Trend zur Angleichung der Geschlechterrollen hinweist. Er hält trotzdem unterschiedliche Tendenzen bei vielen Elternpaaren noch für relevant: „dass Mütter sich als flexibler, beschützender, sanfter, auch vorhersehbarer und die Väter als körperlicher, grober, störender, idiosynkratischer erweisen“ (2001, 99).

Kommen die Kinder in das Sprechalter (zwischen 1,5 und 2 Jahren) werden weitere Unterschiede deutlich: Väter scheinen gegenüber kleinen Kindern dann dazu zu neigen, „weniger vertraute Wörter zu verwenden als die, welche im Grundmuster der Sprechweise von Müttern vorkommen“ (Le Camus 2001, 59). Sie passen sich in der Begriffswahl weniger dem Kind an und benutzen auch ungewöhnlichere Worte, weshalb Le Camus sie auch als die für das Kind „schwierigeren Gesprächspartner“ bezeichnet. Dabei sieht er dies aber durchaus positiv: „Wegen ihrer höheren Forderungen wirken Väter als ‚sprachliche Brücke‘ zwischen der frühen dyadischen Sprache und der späteren polyadischen (d.h. mit mehreren Gesprächspartnern), wie es im gesellschaftlichen Umfeld der Fall ist“ (2001, 60). Zeigen lässt sich auch, dass Väter direkter sind und in ihrem Sprachcode häufiger Handlungsaufforderungen enthalten sind, während Mütter häufiger Expressive, d.h. Botschaften, die eine Emotion beschreiben, benutzen (2001, 62).

Insgesamt finden wir in verschiedenen Untersuchungen konsistent in die gleiche Richtung gehende Ergebnisse, wobei Väter im Vergleich zu Müttern im Spiel als stärker handlungs- und lösungsorientiert, die kindliche Selbstregulation fördernd, Fähigkeiten des Kindes herausfordernd und bei älteren Kindern als eher aufgabenbezogen charakterisiert werden (vgl. Lamb 1997b).

Die Bindungsforscher Kindler, Grossmann und Zimmermann fassen diese Qualitäten im Begriff der „sensitiven Herausforderung“ zusammen und schreiben: „Wir sehen als Gemeinsamkeit in den aufgezählten väterlichen im Vergleich zu mütterlichen Verhaltensweisen, dass Väter sich eher als Herausforderer kindlicher Kompetenzen zu verstehen scheinen, indem sie mehr von ihren Kindern in den Bereichen Selbstregulation, Exploration, Kommunikation, Verhaltenskontrolle und Selbständigkeit verlangen“ (2002, 710).

Besonders die Bindungsforschung hat, nachdem sie anfänglich nur die Mutter-Kind-Beziehung im Blick hatte, in den letzten Jahren beeindruckend konkretes Material zum väterlichen Interaktionsverhalten vorgelegt. Dabei muss man wissen, dass in den ersten Studien, die das Bindungsverhalten der Kinder in einer standardisierten Trennungssituation zur Grundlage hatten (der sog. „Fremden Situation“), der Einfluss der Väter auf das Bindungsmuster einjähriger Kinder regelmäßig geringer war als der der Mütter. Hieraus leitete man ab, dass das Ausmaß einer feinfühligten Mutterbeziehung von höherem Gewicht ist als die Bindungsqualität des Kindes zum Vater. In späteren Untersuchungen zeigte sich aber, dass diese Ergebnisse auch damit zusammenhängen, dass das Arrangement der „Fremden Situation“ eher untypisch ist für die Vater-Kind-Beziehung und deren Qualität nicht wirklich zum Ausdruck bringt. Grossmann und Grossmann begründen dies mit „den unterschiedlichen Interaktionserfahrungen..., die ein Säugling im Laufe des ersten Jahres mit seinem Vater macht, die meistens nicht im Rahmen von Versorgungen durch den Vater geschehen, sondern eher im spielerischen Zusammensein“ (2004, 221). Auf Basis der Daten der Bielefelder Längsschnittstudie (seit 1976) wurde daraufhin versucht, die spezifisch väterliche Herausforderung in einer anderen Situation qualitativ näher zu untersuchen. Grundlage waren videographierte Spielsituationen zwischen dem zweijährigen Kind und dem Vater, wobei die Väter die Kinder mit einem unvertrauten Spielmaterial (Knete) vertraut machen sollten. Dabei wurde neben der „sensitiven Herausforderung“ auch die „gewährende“ Komponente der Feinfühligkeit auf einer Neun-Punkt-Einstufungsskala erhoben und beide zum Konstrukt der „väterlichen Vermittlungsgüte“ zusammengefasst.

„Als hohe Vermittlungsgüte wurde es angesehen, wenn es dem Vater gelang, auf kindliche Signale einzugehen, sowie dem Kind in einer adäquaten Weise den Umgang mit dem Spielmaterial zu vermitteln. Aktives Fördern und vertrauensvolles Gewährenlassen sollten sich dabei im Gleichgewicht befinden. Dieser Beschreibung entsprach beispielsweise ein Vater, der seinem Kind zu Beginn der Spielsituation grundlegende Formen des Umgangs mit dem Material vermittelte (Rollen, Kneten). Einhergehend mit der Bewältigung dieser väterlichen Anforderungen entstand eine hohe gemeinsame Spielfreude bei Vater und Kind. Im Anschluss wiederholte das Kind mehrmals weitgehend eigenständig und nur im Bedarfsfall mit Unterstützung des Vaters das Rollen von Knete. Mit nachlassendem Interesse an dieser Aktivität gelang es dem Vater, das Kind in ein komplexes Spiel (Bau einer Figur) einzubeziehen“ (713). (Verweis auf Film)

Worin liegt für das Kind die wesentliche Bedeutung der Erfahrung eines Vaters mit hoher väterlicher Vermittlungsgüte?

Hierzu sagen die Autoren: „Langfristig, so lassen sich die vorgelegten Befunde interpretieren, geht ein einfühlsam herausfordernder Interaktionsstil des Vaters einher mit der Bereitschaft

und dem Selbstvertrauen, durch eine gedankliche Exploration von Schwierigkeiten zu Lösungen zu gelangen (zum Beispiel ‚ich denke über das Problem nach und spiele verschiedene Lösungsmöglichkeiten in Gedanken durch‘). In den Modellvorstellungen der Bindungstheorie entspricht dies einer Förderung der explorativen Seite der Bindungs-Explorations-Balance durch einen sensitiv herausfordernden Vater“ (718).

Dieses Ergebnis aus der Bindungsforschung entspricht auch einer anderen Studie zum elterlichen Umgang mit problemlösenden Kindern (Puzzle), über die Le Camus berichtet: „Es wurde festgestellt, dass die Väter deutlich mehr nach einer Lösung verlangen; sie sind weniger als die Mütter bereit, eine schnell umsetzbare Hilfe zu leisten; sie weigern sich öfter als die Mütter, das Problem an der Stelle des Kindes zu lösen“ (2001, 71). Diese Ausrichtung des väterlichen Verhaltens wird als „stärkerer Anreiz zur Eigenständigkeit“ beschrieben, was dem bindungstheoretischen Konstrukt von der „sensitiven Herausforderung“ sehr nahe kommt.

Auf Basis von Langzeitstudien, die auf die Effekte solcher Erziehungseinflüsse von Vätern abzielen, kommen Kindler und Grossmann zu dem Ergebnis, „dass das Spiel mit dem Vater aufgrund der erlebten emotionalen Intensität und Dynamik für viele Kinder eine gute Gelegenheit darstellt, um mit seiner Hilfe ihre emotionale Selbstregulation und Kommunikation zu verfeinern“ (2004, 249). Dabei zeigen sich „deutliche Zusammenhänge zwischen der feinfühligem väterlichen Herausforderung im Spiel und der sozialen Kompetenz“ über 14 Jahre, bis in enge Freundschaften im Jugendalter (ebd.).

Zusammenfassend kann man auf dem heutigen Stand sagen, dass in den Studien zu Bindungsforschung Vater wie Mutter zum Bindungs- und Erkundungsverhalten der Kinder beitragen und dabei wichtige entwicklungsstützende Funktionen für das Kind einnehmen. Dabei ist aber das Bindungsverhalten des Kindes stärker durch die Mutter und das Erkundungsverhalten der Kinder stärker durch die Väter beeinflusst, so dass Le Camus resümiert: „*Alles sieht danach aus, als ob die anregende Wirkung der Väter derjenigen der Mütter überlegen ist, anders gesagt, als sei das Kind im Bereich der Anregung aufgeschlossener gegenüber dem Vater als der Mutter*“ (2001, 91).

Bezogen auf *langfristige Auswirkungen* stehen die Interaktionserfahrungen mit dem Vater in deutlichem Zusammenhang zum Umgang des Kindes zehn Jahre später mit Gleichaltrigen. Dieser Zusammenhang ist stärker als für die Kind-Mutter-Bindungsqualität. Dieser für Mütter und Väter unterschiedliche Zusammenhang ist noch interpretationsbedürftig, zumindest verweist er aber darauf, dass Vätern, die alltägliche Interaktionssituationen für spielerische Anforderungen an ihr Kind nutzen, sowohl unter kognitivem wie *sozialem* Aspekt eine hohe Bedeutung für die kindliche Entwicklung zukommt.

Blickt man nochmals über die Bindungsforschung hinaus, so bestätigt sich in den empirischen Studien mit unterschiedlicher Akzentsetzung immer wieder, dass Väter sich mit ihrem Kind zumeist in folgenden Rollen oder Funktionen beschäftigen:

- „als interessanter, weil andersartiger Interaktionspartner, der andere und oft aufregendere Dinge mit dem Kind macht als die Mutter, und zwar schon im Säuglingsalter...;
- als Herausforderer, der das Kind auffordert, Neuartiges zu tun, das es sich ohne seine Hilfe nicht zutrauen würde...;
- als Vermittler von Bereichen der Umwelt, die ohne seine sorgsame Umsicht für das Kind gefährlich wären, z.B. Feuer, Wasser, Abgründe und Höhen...;
- als Vermittler von Spielen und Festivitäten der jeweiligen Kultur...;
- als Lehrer und Mentor...“ (Grossmann/Grossmann 2004, 223).

„All das tun“, betonen Klaus Grossmann und Karin Grossmann aber, „auch engagierte Mütter, besonders alleinerziehende Mütter..., aber wenn ein engagierter Vater diese Aufgabe übernimmt, ist es für das Kind eine Bereicherung und für die Mutter eine Entlastung“ (2004, 224).

Wenn unterschiedliche Forschungsansätze somit eine eigenständige Funktion der Väter für die gelingende Entwicklung des Kindes belegen, stützt dies das Ergebnis der Forschungsgruppe um Jean Le Camus, „dass die für die soziale Entwicklung des Kindes günstigste Familienkonstellation diejenige ist, bei der die Erziehungsfunktion des Vaters sowohl ausreichend vorhanden ist als sich auch genügend von der Mutter unterscheidet“ (2001, 48). Die dreijährigen Kinder, die zu dieser Gruppe gehörten, erwiesen sich als diejenigen, „die am besten in die Spielgruppe integriert waren: Ihr Sozialverhalten war erheblich weiter entwickelt (weniger Einzelaktionen und mehr gemeinsames Spiel), ihre Offenheit gegenüber anderen entschieden größer (mehr sozialer Kontakt, bessere Eingliederung und mehr Altruismus)“ (48). Ähnliches zeigte sich auch in einer Folgestudie der gleichen Forschergruppe bei Drei- bis Fünfjährigen. Alle diese Ergebnisse, so Le Camus, „sprechen für einen positiven Beitrag des Vaters für die Art und Weise der Konfliktbewältigung“ (49).

Strittig ist dabei beim gegenwärtigen Forschungsstand noch, ob Väter bei ihrem Umgang mit Kindern mehr Unterschiede hinsichtlich des Geschlechts des Kindes machen als Mütter, ob sie also mit Jungen anders umgehen als mit Mädchen. Mehrere Studien legen dies nahe (vgl. Lamb 1997b, 114), in der Bindungsforschung zeigt sich dagegen kein Zusammenhang zwischen dem Geschlecht des Kindes und der väterlichen Vermittlungsgüte. Hier besteht wohl noch Klärungsbedarf, vermutlich aber auch eine Abhängigkeit von der jeweiligen Geschlechtsrollenauffassung der Eltern. Le Camus (2001) vermutet durchaus plausibel einen Trend dergestalt, dass „traditionell eingestellte Eltern sich von moderner eingestellten in dem Maße unterscheiden..., in dem Erstere eher dazu neigen, dem Geschlechterstereotyp (Vater regt an, Mutter schützt) zu folgen und Letztere offener für Flexibilität im Denken und Verhalten eintreten... (Väter und Mütter sind gleichermaßen darauf bedacht, Anregungen und Schutz harmonisch miteinander zu verbinden)“ (Le Camus 2001, 55).

Alles in Allem legt der heutige Forschungsstand folgendes Resümee nahe:

Alle relevanten Dimensionen elterlicher Erziehungsfunktion können prinzipiell von beiden Elternteilen ausgefüllt werden. Bei den meisten Elternpaaren zeigt sich aber eine intuitive, weitgehend unbewusst praktizierte Arbeitsteilung, die sich für das Kind als deutliche Bereicherung niederschlägt.

Insofern kann man Le Camus zustimmen, wenn er schreibt: „Das Vatersein in der ersten Lebenszeit des Kindes darf sich nicht darin erschöpfen, dass er genau dasselbe tut wie die Mutter... Das Vatersein braucht die Männlichkeit keineswegs zu verbergen: Männlichkeit der Stimme, der Muskelkraft, der Haut; Männlichkeit in der Art zu berühren, zu tragen, seine Art des Körperaustauschs; psychische Männlichkeit in der Emotionalität, der Vorwegnahmen und Erwartungen, in seinen Bemühungen und seinen Anregungen, die dem sozialen Geschlecht eigen sind...“ (Le Camus 2001, 165).

Das alles, so möchte ich hinzufügen, ist nicht im Sinne einer biologisch bedingten Differenz zu verstehen. Vielmehr zeigt sich in allen Studien deutlich, dass die Qualität und Effekte väterlichen Erziehungsverhalten einerseits in hohem Maße abhängig sind von ihrer Fähigkeit zur „sensitiven Herausforderung“ und andererseits von dem Geschlechterarrangement der Eltern, d.h. ihrer Interpretation von Mann – und Frausein und der Qualität ihrer Paarbeziehung. Hierzu passt, dass erwerbstätige Mütter in ihrem Spielverhalten mit dem Kind dem väterlichen Muster ähnlicher sind als nicht erwerbstätige Mütter (vgl. Lamb 1997b).

Väter sind nicht alle gleich- zur Qualität der Vater-Kind-Beziehung

Besonders die Bindungsforschung belegt sehr überzeugend dass allein die zeitliche Verfügbarkeit eines Vaters wenig Einfluss auf die Bindungsqualität hat, die sein Kind entwickelt. Erfasst man aber qualitative Aspekte der Vater-Kind-Interaktion wie „positive Interaktion mit dem Kind“ oder „Einstellung gegenüber dem Kind und der Elternschaft“, so zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang. Hieraus lässt sich folgern, dass die entwicklungsfördernde Wirkung weniger vom Ausmaß der väterlichen Erziehungsbeteiligung *per se* abhängt, als vielmehr vom *wie* des väterlichen Verhaltens. Gesteigertes Engagement allein ist also noch keine ausreichende Basis für einen positiven Entwicklungseffekt beim Kind. „Eine intensive zeitliche Beteiligung des Vaters an der Betreuung des Kindes kann, so lässt sich vorläufig schließen, eine sichere Qualität der Kind-Vater-Bindungsbeziehung nur dann fördern, wenn sie mit positiven Interaktionen einhergeht“ (Kindler, Grossmann, Zimmermann 2002, 700). Damit bestätigt sich, was Mary Ainsworth schon in ihrer ersten Studie in den 60er Jahren in Uganda beobachtete: „Die Interaktionen eines Vaters mit seinem Baby haben eine ganz besondere Qualität, welche eine Intensität der Bindung entstehen lässt, die in keinem Verhältnis zu der Häufigkeit ihrer Interaktionen steht“ (Ainsworth 1967, zit.n. Grossmann/Grossmann 2004).

Die zeitgenössischen Untersuchungen aus unserem Kulturkreis belegen darüber hinaus aber auch einen deutlichen Zusammenhang zwischen der sozialen Schichtzugehörigkeit der Familie und der väterlichen Vermittlungsgüte. Mit gehobener sozialer Schicht nimmt die Vermittlungsgüte des Vaters im Spiel mit dem Kind zu. Dies wird als Einfluss des sozialen Milieus auf die Ausgestaltung der Vaterrolle interpretiert, „wobei das Leitbild eines spielerisch auf das Kind eingehenden Vaters in höheren sozialen Schichten bislang eine weitere Verbreitung erfahren hat“ (Kindler u.a. 2002, 714f.).

Da in der Längsschnittstudie von Grossmann u.a. alle Eltern über das AAI (Bindungsinterview) auf ihre eigenen Bindungsrepräsentanzen befragt und nach eigenen Bindungsmustern eingestuft wurden, kann man den Zusammenhang zwischen der Bindungsrepräsentanz der Väter und ihrem Spielverhalten hier konkret erfassen. Hierbei ergibt sich, dass „Väter, die im Bindungsinterview die Kriterien einer sicheren Bindungsrepräsentanz erfüllen, also eine wertschätzende Haltung gegenüber der Bedeutung von Bindungen einnahmen, sowie lebendig und offen über ihre eigenen, positiven wie negativen Bindungserfahrungen berichten konnten, ... eher in der Lage (waren), auf eine ‚feinfühlig gewährende‘ und ‚sensitiv herausfordernde‘ Weise mit ihrem Kind zu interagieren... Es lässt sich vermuten, dass diese Kinder ihre Väter als anregend und zugleich einfühlsam erlebten“ (716).

Die Schlussfolgerung hieraus scheint mir sehr bedenkenswert: „Für den Umgang von Vätern mit ihren Kindern erscheint es also bedeutsam, welche Haltung ein Vater gegenüber seinen eigenen Erfahrungen mit Bedürfnissen nach Fürsorge und Schutz einnimmt“ (716).

Dieses Ergebnis korrespondiert mit anderen Untersuchungen, in denen z.B. eine positive Erwartungshaltung gegenüber der Vaterschaft sowie eine generelle Offenheit für neue Erfahrungen einhergehen mit später zärtlichem Eingehen auf Bedürfnisse des Kindes (vgl. Grossmann/Grossmann 2004, 230, .

Zum professionellen Selbstbild von Erziehern

Abschließend möchte ich einige kurze Ausführungen machen zum professionellen Selbstbild von Erziehern. Diese Frage ist insofern bedeutsam, als in Berufen mit ausgeprägt geschlechtsspezifischem Profil (sog. „Frauenberufe“ oder „Männerberufe“) das berufliche Selbstbild für die Minorität immer prekär ist. Das gilt für Männer im Erzieherberuf ähnlich wie für Frauen im Bauhandwerk oder in der Bundeswehr.

Dabei sind persongebundene Berufe durch die Reduzierung auf geschlechtsspezifische Alltagsmuster immer in ihrer Professionalität und damit gesellschaftlichen Wertung gefährdet. Sowohl in der Sozialarbeit wie im Erzieherberuf hat in diesem Sinne die Vorstellung einer „natürlichen, intuitiven Mütterlichkeit“ als wesentliches Element des Erziehungshandelns die Professionalisierung behindert.

Deshalb wehre ich mich auch dagegen, professionelles männliches Erziehungshandeln auf die Vorstellung von „Väterlichkeit als Beruf“ zu verkürzen.

Meine ganze vorhergehende Argumentation versteht sich vor dem Hintergrund des Vorurteils, dass der Umgang mit kleinen Kindern unmännlich sei. Haben wir dieses Vorurteil erst einmal beiseite geschafft, beginnt eigentlich erst das Nachdenken über ein professionelles männliches Profil in diesem Berufsfeld.

Dabei fällt auf, dass die Frage, „ob und wie es sich auf Jungen und Mädchen auswirkt, ob ihnen ein Mann oder eine Frau als Pädagoge gegenübersteht, ... erstaunlicherweise bislang kaum untersucht worden“ ist (Tim Rohrmann). Hier liegt also noch ein Forschungsdefizit vor.

Wir können aber aus den vorhandenen Studien zu Väter-Kind-Interaktionen festhalten, dass sehr viel dafür spricht, dass Kinder viel differenziertere Erfahrungen machen, als wir ihnen vielfach zutrauen und dass sie Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Umgang mit ihnen sehr sensibel registrieren. Wir haben darüber hinaus belastbare Indizien dafür, dass sich diese Unterschiede in Bereichen manifestieren, die von Seiten von Männern durch Haltungen besonders gefördert werden, die in der Literatur als „sensitive Herausforderung“ beschrieben sind.

Wir haben außerdem Hinweise darauf, dass besonders Jungen damit zu kämpfen haben, dass sie in ihren ersten Jahren vornehmlich von weiblichen Erziehungspersonen umgeben sind, die nicht immer frei sind von einer gewissen Distanz gegenüber jugenüblichen Bedürfnissen und Ausdrucksformen. Eine wachsende Zahl von Jungen erlebt dabei in ihrer Entwicklung zuwenig konkret fassbare und lebendige männliche Vorbilder.

Die wenigen Studien, die sich auf die Auswirkung von Erziehverhalten in Kindertageseinrichtungen beziehen und den Geschlechtsaspekt berücksichtigen, stellen fest, dass die Betreuungsangebote von Erzieherinnen häufig von eigenen (geschlechtsspezifischen) Leitbildern getragen sind. Deshalb nimmt beispielsweise Lieselotte Ahnert an, „dass Erziehverhalten und –erwartungen deutlicher durch Geschlechtsstereotype geprägt sind als ursprünglich angenommen“ (2004, 272). In ihrer Meta-Analyse stellt sie fest, dass diese Untersuchungen „häufiger sichere Erzieherinnen-Mädchen-Bindungen als sichere Erzieherinnen-Jungen-Bindungen“ ausweisen (ebd.). Dabei kommt sie zu der bemerkenswerten Feststellung, dass die geschlechtsstereotypen Tendenzen besonders in der Gruppenarbeit zum Tragen kommen, weil Jungen im Gruppenkontext stärker zu Dominanzverhalten und physischer Aktivität neigen, während Mädchengruppen eher egalitäre Strukturen ausbilden und empathisches und prosoziales Verhalten zeigen. Erzieherinnen reagieren auf diese unterschiedlichen Verhaltensweisen oft eindeutig wertend und es fällt ihnen schwer, diese geschlechtsstereotypen Tendenzen der Kinder in der Gruppenarbeit auszubalancieren. Deshalb hält es Ahnert für nachvollziehbar, „wenn Jungen kaum sichere Bindungen aufbauen und auch dann noch schwieriger zu betreuen sind, wenn sie sich in ihre Peer-Gruppe zurückziehen. Beobachtungen in KiTas lassen manchmal Erzieherinnen

erkennen, die Jungen-Gruppen hilflos gegenüberstehen – vor allem, wenn sie aggressiv entgleiten, dies jedoch aufgrund der sozialen Subkultur der Gruppe positiv verstärkt wird“ (Ahnert 2004, 273).

Diese Beobachtung ist auf ihre Repräsentativität noch nicht überprüft, es scheint sich aber um mehr als Einzelbeobachtungen zu handeln. Vorsichtig und noch vorläufig formuliert, sind dies Hinweise darauf, dass die Anwesenheit von Männern in Kindertageseinrichtungen es erleichtert, geschlechtsstereotype Interaktionsformen von Mädchen und Jungen besser auszubalancieren. Dabei scheint es in der Tat wichtig zu sein, auch in der Forschung nicht immer nur auf den Erwachsenen und das einzelnen Kind zu schauen, sondern die besondere Dynamik von Kindergruppen in den Blick zu nehmen. Hier gibt es mit Ausnahme des gerade zitierten, derzeit noch ein gewaltiges Defizit.

Es gibt also selbst auf dem heute noch unbefriedigenden Forschungsstand gute Gründe, sich um mehr Männer im Erzieherberuf zu bemühen. Es anderer Grund aber ist auch die zunehmende Professionalisierung in diesem Bereich, die vermehrt Kompetenzen einfordert, die grundsätzlich geschlechtsneutral sind. Sie sind nicht spezifisch männlich, aber – und das scheint mir wichtig – eben auch nicht mehr als spezifisch weiblich klassifizierbar.

Hierzu gehört zuerst einmal ein gewisser Grad an Reflexionsfähigkeit, der die Distanzierungsfähigkeit gegenüber eigenen biographischen Erfahrungen und Verwicklungen sichert. Dies ist, wie die Bindungstheorie zeigt, eine wichtige Voraussetzung für die Fähigkeit zur „Feinfühligkeit“ oder „sensitiven Herausforderung“ von Kindern. Diese Haltung muss ergänzt werden durch ein profundes pädagogisches und entwicklungspsychologisches Wissen. Die Anforderungen gerade hieran sind in den letzten Jahren enorm gestiegen. Das, was ein Vater oder auch eine Mutter mit dem eigenen Kind intuitiv machen kann, kann der professionelle Erzieher oder die professionelle Erzieherin mit *nichteigenen* Kindern nur auf Grundlage eines solchen Wissensfundus und der Fähigkeiten zur Beobachtung von individuell unterschiedlichen Entwicklungsständen und –anforderungen der Kinder realisieren.

Die heutigen Anforderungen an die Arbeit in Kindertagesstätten sind außerdem ohne grundlegende sozialpädagogische Kompetenzen in der systemischen und sozialräumlichen Arbeit mit Kindern und Eltern kaum noch zu bewerkstelligen. Und ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich dabei besonders die Herausforderung betone, die die nach Schätzungen etwa 30% mit der Erziehung ihrer Kinder überforderten Eltern darstellen.

Nicht zuletzt gehören zu dieser Professionalität Kompetenzen in der Konzeptentwicklung für Einrichtungen, der Bewertung und Umsetzung von Qualitätsstandards und zur Strukturierung von Teamprozessen und häufig hoch komplexen alltäglichen Abläufen in einer Einrichtung.

Alles das und vermutlich noch einiges mehr gehört heute zur Professionalität von Erziehern und Erzieherinnen und das lässt sich mit „professioneller Vater- oder Mutterschaft“ nicht annähernd abdecken. In allen diesen modernen Aspekten professioneller Erziehung sind Männer und Frauen grundsätzlich gleichermaßen gefordert, wobei Männer durch ihre Erfahrung im Management von Prozessen und Institutionen hierbei nach meiner Beobachtung sehr hilfreich sind und die Bereitschaft und Fähigkeit zur Innovation und zum Umbau vorhandener Erziehungs- und Bildungsangebote erhöhen. Häufig bringen sie neuen Wind und ungewohnte Perspektiven ein.

Die verstärkte Integration von Männern in den Erzieherberuf kann und muss aber auch ein Motor sein, um auf allen gesellschaftlichen Ebenen die Wertigkeit dieses Berufes zu erhöhen und zu der Einsicht beizutragen, dass es zu den größten gesellschaftlichen Herausforderungen gehört, die Entwicklungspotentiale der Kinder gerade in den ersten Jahren zu fördern. Was wir hier versäumen, kann keine Schul- oder Hochschulbildung mehr ausgleichen.

In diesem Sinne schließe ich mit einem Zitat des französischen Psychologen Le Camus: „Mehr noch als die Familie sind die Institutionen, die Kinder in den ersten Jahren betreuen, stark von Frauen geprägt, und man wundert sich darüber, dass die Verantwortlichen für die Familienpolitik sich mit der heutigen Situation abfinden, ohne sich allzu große Sorgen um die Folgen einer so einseitigen Prägung zu machen... Nach dem, was man aus der Psychologie der Vaterschaft weiß, ist es sehr wahrscheinlich, dass diese Situation dem Kind schadet und das System den Bedürfnissen des Kindes eher gerecht würde, wenn den Kindern neben den Mutterfiguren mehr Vaterfiguren zur Verfügung stünden. Um nach und nach ein Gleichgewicht von Männern und Frauen in diesen Einrichtungen zu schaffen, müsste man wirtschaftliche Initiativen ergreifen und die Löhne des Personals erhöhen, soziale Initiativen mit der Möglichkeit, in diesem Beruf einen besseren Status zu erreichen. Doch wir wissen alle, dass die Hauptgründe für die Blockade kultureller Art sind. Man muss die Einstellungen verändern...“ (Le Camus 2001, 160f.).

Literatur

- Ahnert, L.: Bindungsbeziehungen außerhalb der Familie: Tagesbetreuung und Erzieherinnen-Kind-Bindung. In: Ahnert, L. (Hg.): Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München und Basel: Ernst Reinhardt Verlag 2004, S. 256-277
- Dornes, M.: Die Seele des Kindes, Ffm: Fischer TB 2006
- Fthenakis, W. E. : Väter, Bd. 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung, München: DTV 1988
- Grossmann, K./ Grossmann, K.: Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit, Stuttgart: Klett-Cotta 2004
- Kindler, H., Grossmann, K. & Zimmermann, P.: Kind-Vater-Bindungsbeziehungen und Väter als Bindungspersonen. In: Walter, H. (Hg.), a.a.O., 2002, 685-742
- Kindler, H./Grossmann.K. : Vater-Kind-Bindung und die Rollen von Vätern in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder. In: Ahnert, L. (Hg.): Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München und Basel: Ernst Reinhardt Verlag 2004, S. 240-255
- Lamb, M. E.: Fathers and Child Development: An Introductory Overview and Guide. In: Lamb, M. E. (Hg): The Role of the Father in Child Development, New York: John Wiley & Sons 1997, 1-17
- Lamb, M.E.: The Development of Father-Infant Relationships. In: Lamb, M. E. (Hg): The Role of the Father in Child Development, New York: John Wiley & Sons 1997, 104-120
- Le Camus, Jean: Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim und Basel: Beltz 2001
- Mies, T.: Soziologische und historische Aspekte der Familie. In: Münsteraner Arbeitshefte zur Gruppenanalyse 1/1991, S.16-30
- Mitscherlich, A.: Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft. München 1963
- Papoušek, H./Papoušek, M.: Vorsprachliche Kommunikation: Anfänge, Formen, Störungen und psychotherapeutische Ansätze. In: Petzold, H. G. (Hg.): Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2, Paderborn: Junfermann 1995, 123-142
- Walter, H. (Hg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial-Verlag 2002

Zum Autor

Prof. Holger Brandes, Diplompsychologe & Diplompädagoge
 Professor an der Evangelische Hochschule für Sozialarbeit (EHS), Dresden.
 Direktor des Instituts für Frühkindliche Bildung und Leiter des berufsbegleitenden Studiengangs Elementar- und Hortpädagogik (BA) an der EHS.

[Evangelische Hochschule für Soziale Arbeit](http://www.ehs-dresden.de)

Postfach 200143

01069 Dresden

<http://www.ehs-dresden.de>